

Die Furcht vor dem Frieden.

Daß die Völker den Krieg fürchten oder fürchten sollten, das verstehten wir nun. Daß sie aber auch den Frieden fürchten können? Sollte es denn möglich sein, daß irgendwo auf der Welt jetzt, im fünften Kriegsjahr, ein Mensch lebt, der Furcht vor dem Frieden hegt? Ist es denn nicht eine übermächtige Sehnsucht allerorten, die dem kommenden Frieden entgegenfliegt? Steigen nicht tagtäglich aus Millionen Seelen heiße Gebete zum Himmel hinauf, um den Frieden herabzurufen? Von den Schützengräben bis zum letzten Heimatdorf im tiefsten Innern des Landes malt die Einbildungskraft immerfort an Bildern des Friedens, die von Tag zu Tag schöner werden, so schön, wie die schönsten Menschheitsträume je gewesen sind. In Gedanken wird der Friede ausgestattet mit allen Wundern, die unsere Hoffnung und Sehnsucht ersinnen können. Und da sollte es eine Furcht vor dem Frieden geben? Ja gewiß, es mag Fabrikanten und Lieferanten und Börsenmänner geben, diesseits und jenseits des Meeres, denen der Krieg eine Kapitalanlage ohne gleichen ist; diese mögen Furcht vor dem Frieden haben, weil dann ihre Dividenden aus schwindelnder Höhe herabstürzen müssen. Sodann, sagt man, die Machthaber in den feindlichen Ländern hätten Furcht vor dem Frieden, weil er ihnen die Abrechnung mit ihren Völkern bringt, weil dann die ungeheuren Volkskräfte, die sie irregeleitet, die sie in ein falsches Bett hineingezwungen haben, brausend und sturmisch zurückkehren werden, um ihre Verführer hinwegzuspülen von der Erdoberfläche. Daß solche ungetreue Hirten, welche den endgültigen Greuel der Verwüstung werden verantworten müssen, Furcht vor dem Frieden haben, das ist sehr glaubhaft; daß sie den Frieden, der ihr Gericht bedeutet, hinauszögern möchten, um einen Aufschub, eine Galgenfrist zu gewinnen, um das Verhängnis vielleicht doch noch zu wenden, das ist sehr begreiflich.

Aber es gibt auch sonst noch eine Furcht vor dem Frieden, und sie ist weit besserer Art; sie verzögert auch den Frieden nicht. Und es sind wohl die edelsten und selbstlosesten Herzen und die klarsten Geister, die diese Furcht empfinden; diejenigen, die es am treuesten und redlichsten mit dem Volke meinen und am hellsten die Zukunft vorausahnen. Gott Dank!

ihre Zahl ist nicht gering, aber doch auch nicht groß genug. Es wäre gut und heilsam, wenn noch viel mehr ergriffen würden von dieser heiligen Furcht, wenn vor allem die etwas davon verspürten, die dem Frieden entgegenlachen, als ob er das goldene Zeitalter bringen müßte, Glück im Überfluß, Genuß und sorglose Ruhe; als ob er nichts anderes wäre, denn ein sorglos verschwenderisches Beuteteilen; als ob von da an das Leben ein einziges Fest würde, verklärt, einträchtig, harmonisch und geruhig. So machen es ja auch die armen Kranken, die lange Jahre hindurch ans Schmerzenslager gefesselt sind: sie schaffen sich ein Bild von der Gesundheit, das in den wunderbarsten Farben glüht, eine ganz unmögliche, schier unheimlich schöne Gesundheit malen sie sich aus und machen sich übertriebene, uferlose, ausschweifende Hoffnungen.

Solche Hoffnungen sind zwar süß, aber trügerisch; wir müssen vielmehr unsere Herzen stärken mit einer heiligen Furcht; wir müssen uns gefaßt machen auf den Frieden, wie man auf etwas Ernstes und Schwères sich gefaßt macht; wir müssen ihm mit ehrfurchtsvollem Bangen entgegengehen, wie man einem Boten Gottes entgegengeht, wie man dem Heil entgegengingeht; denn alles Heil ist auch ein Gericht, das die Gedanken der Herzen offenbar macht. Sowie der Friede zu uns kommt, werden gewaltige und schreckliche Fragen unter uns auftreten oder auch wieder auferstehen, um unsere Herzen zu versuchen; werden unabsehbare Aufgaben zu uns kommen und uns herausfordern; werden ganz neue Gefahren uns bedrohen: Fragen, die wir nicht lösen, Aufgaben, die wir nicht zu Ende bringen, Gefahren, die wir nicht bannen können. Grund genug zu heiliger Furcht!

Fragen, die wir nicht lösen können! Unbegreiflichkeiten! Welche Schicksungen unser Volk noch treffen werden, vielleicht gerade nach dem glorreichen Einzug des Friedens, und welche Schicksale sich dieses Volk selbst noch auflegt; welche Wege es geführt wird, und auf welche Wege es selbst hindrängt: Unbegreiflichkeiten! Selbst die Frage nach dem Sinn und Zweck des Daseins ist durch den Krieg für viele noch schwieriger und qualvoller geworden. Ein Dasein, das solche Schrecknisse enthält wie diesen Krieg, das durch solche Katastrophen hindurch muß, das mit so viel Leid und Blut und Ekel erkauft, verteidigt, entwickelt und gestaltet werden muß — welchen Sinn hat es noch? Die breiten Kreise unseres Volkes, die vor dem Kriege keine Antwort auf diese Frage wußten, haben sie auch im Kriege nicht gefunden und werden sie nachher im Frieden erst recht nicht finden. Viele

werden sie auch nicht einmal mehr wissen wollen, denn sie sind der Fragen müde; sie kommen ja aus einer Sturmflut unlössbarer Fragen und sind da stumpf und müde geworden. Aber darum werden die Fragen doch nicht schweigen, und sie werden niemand verschonen: die geistigen Kämpfe, die unsere Kulturwelt schon vor dem Kriege zerrissen haben, werden mit erneuter Heftigkeit aufflammen. Friede, Friede, werden die Menschen sagen, wenn die Glocken läuten zum Einzug der Krieger; aber es ist kein Friede. Der innere Krieg, der Krieg der Geister, der Krieg der Weltanschauungen, auch der Krieg der Konfessionen — täuschen wir uns darüber nicht! — wird wieder anheben. Wollte Gott, daß dieser Krieg von nun an nur mit geistigen Waffen, mit sachlichem Ernst, mit selbstlosem Interesse, mit lauterer und redlicher Wahrheitsliebe geführt würde! Vielleicht wird nicht einmal das der Fall sein. Vielleicht werden die häßlichen Entartungen der Polemik uns auch jetzt nicht erspart bleiben. Vielleicht wird auch jetzt wieder persönlicher Eigennutz, gekränkter Ehrgeiz, parteiische Rechthaberei und brutalschlaue Gewalt sich hinter die Worte Freiheit und Wahrheit, Volkswohl und Staatswohl verstecken und sie missbrauchen. Aber nehmen wir an, von all dem würden wir verschont, der Geisteskampf würde rein geistig und redlich geführt, auch dann noch wird es unsagbar schmerzlich sein.

Alle, die sich im Besitz der Wahrheit wissen, die für sich und ihr Leben die großen Rätsel der Daseinsosphinx gelöst sehen, die werden noch mehr als je ringen müssen, um diese Wahrheit zu behaupten, werden sie retten müssen aus dem Glutofen des Widerstreites, der Anfechtung und der rücksichtslosen Prüfung; alle, die lebendige und wahre Christen sein wollen, werden noch mehr als bisher Nede und Antwort stehen müssen über ihren Glauben, werden ihn bewähren müssen im Beispiel und praktischen Bekennen und vor allem in schmerzlichen Opfern und Konflikten, unter dem verwirrenden Einfluß eines die Öffentlichkeit beherrschenden unchristlichen Geisteslebens. Sie werden sich getrennt sehen von einem großen, ja vielleicht dem ausschlaggebenden Teil ihrer Volksgenossen, getrennt gerade in den heiligsten und wertvollsten Überzeugungen, getrennt durch eine Kluft, die noch weiter sein wird als früher, hoffnungsloser als je. Denn es wird sich klar zeigen, daß die Menschheit auch jetzt noch nicht, auch durch diesen Krieg noch nicht einig geworden ist im Glauben an Gott und im Bekenntnis zu Christus, daß sie vielmehr noch weiter davon abgekommen ist.

Also auch im neuen, schönen Frieden werden wir Christen dem schmerzlichen Rätsel nachsinnen müssen, warum doch diese Welt immerfort in Widerstreit stehen muß mit der Religion Jesu, unserem Glauben, warum doch die herrschenden Weltmächte und Weltgesetze sich nie versöhnen und niemals in Einklang setzen können mit den Forderungen dieses Glaubens. Es scheint sogar, daß diese Unversöhnlichkeit nicht zufällig ist, nicht aus einer vorübergehenden Kampfesstimmung, einer zeitweiligen Verirrung entspringt. Wenn man wenigstens annehmen könnte, nur die „moderne Welt“ sei so widerchristlich, dann stünde etwas zu hoffen; denn diese „Moderne“ geht vorüber. Aber der Widerspruch fand sich schon in der antiken Welt, und er fand sich nicht minder in der Zeit der gotischen Dombauten, er fand sich auch in der Zeit unmittelbar vor 1914, die doch wahrlich nicht zu unserer „Moderne“ gehört, sondern unabsehbar weit und fremd hinter uns liegt. In diesen Widerspruch wird also das Christentum auch nach dem Kriege wieder geraten. Mit allen Menschen und Menschenwerken, die den Krieg überleben, wird es wieder zu streiten haben, wird ihnen vergeblich wehren wollen, zwei Herren zu dienen, wird erfolglos seine Stimme dagegen erheben, daß sie Gözenbilder haben neben dem einen wahren Gott; es wird die heiße und schwere Frage an sie richten, ob sie ihm, dem weltfeindlichen Christentum, zu folgen gedachten oder nicht; die Frage, ob sie das doppelte Gesetz in ihren Gliedern überhaupt noch spüren und welchem der beiden Gesetze sie eigentlich gehorchen; die Frage, ob sie noch als Verbannete und Pilgrime in dieser Welt sich ansähen oder sich so ganz und so wohlig als ihre Bürger fühlten. So werden uns im kommenden Frieden keine leichteren Fragen aufgegeben als jetzt und ehedem.

Und die Freunde und Brüder, die nicht zu uns gehören wollen, die sich Suchende nennen oder auch das Suchen schon aufgegeben haben, die „Andersdenkenden“ mit ihrer bunten Menge von Meinungen, Theorien und Dogmen, die werden erst recht vor unlösbarsten Fragen stehen, vor allem vor der abgründigen und bösartigen Frage: Was nun? Wollen wir nun einen neuen Glauben und eine neue Liebe suchen gehen? Oder werden wir zurückkehren zu den alten Göttern, die wir vor dem Kriege verehrt haben? Nach einer solchen Götterdämmerung? Können wir denn wieder vergessen, daß unsere Kultur, unsere Humanität, unsere Weltfreude und Menschenverbrüderung, unsere Kunst und Schönheit, unsere Bildung und unser Wissen, unser ganzer Fortschritt zusammengebrochen sind, versagt und enttäuscht haben? Was nun? Sollen wir den brüchigen Fäden unserer

Kultur dort wieder anknüpfen, wo er gerissen ist, und ihn wieder weiter-spinnen wie vordem? Bis er wieder reist? Haben wir nicht unsere Götter sterben sehen, und selbst den „schönen Gott“, den Menschen, den wir am höchsten verehrten unter allen unsren Idolen, haben wir nicht schon am ersten Tage des Krieges seinen Leichnam liegen sehen, den häßlichen, übel-riechenden, bestialischen? Wie können wir jetzt noch ohne Scham hintreten vor das Volk mit unsren Fahnen und Symbolen und es einladen, uns zu folgen, als ob nichts geschehen wäre? Aber was sollten wir auch an die Stelle setzen? Wem könnten wir unsere Friedensarbeit weihen? — Es gäbe schon Antworten auf all diese Fragen, aber solche, wie man sie gerade nicht hören will. Und so werden diese Fragen unbeantwortet bleiben. Die alten Götter werden sich ja auch so wieder hervorwagen, und man wird wieder die alten Worte reden und die alten Lieder singen hören, die doch das Volk am ersten Kriegstage gewürgt haben vor lauter Ekel.

Es werden also die Unbegreiflichkeiten nicht fehlen im neuen Frieden, nicht bloß in den irdischen und kleinen Dingen, in Politik und Wirtschaft, im Partei- und Ständewesen, im Geschäft und Vergnügen, nein, auch in den tiefsten Fundamenten, auf denen wir doch stehen und bauen sollen, werden wir wieder gegeneinander sein und gegen uns selber: „der Vater wider den Sohn und die Kinder gegen die Eltern“, die Jungen wider die Alten. Wie kommt es, so werden wir angstvoll und bekümmert uns wieder fragen, daß wir uns so wenig verstehen, ein einzig Volk, das wir doch sind, zusammengeschweißt durch gemeinsame Not und Gefahr; wie kommt es, daß unsere Seelen und Herzen noch so weit auseinanderfahren können, gerade in ihrer heiligsten Liebe und ihrem grimmsten Hass? Wie kommt es, werden die einen fragen, daß nach solchen Erfahrungen der Krieg gegen das alte Christentum, gegen Glauben und Autorität, gegen Zucht und Sitte wieder aufgenommen wird, sogar noch erbitterter und leidenschaftlicher als vorher? Wie kommt es, werden die andern sagen, daß der alte Glaube in den Herzen immer noch wurzelt, obgleich wir ihn jeden Tag endgültig auszureißen meinen; daß die Menschen mit den gebundenen Überzeugungen und dem gefesselten Willen so zähe und beharrlich und geduldig sich uns entgegenstemmen und unleugbar in praktischer Lebens-gestaltung und Lebenserhöhung wirkliche Erfolge erzielen, die uns versagt sind?

Mit dem Friedenschluß werden diese und ähnliche Fragen uns wieder überfallen, und wenn wir davor jetzt schon bangen, ist das eine heilsame Furcht. Denn es wäre verhängnisvoll, wenn wir uns vom schönen Burg-

frieden täuschen ließen und diese Vulkane für erloschen hielten. Weit besser ist es, ihren Ausbruch aufrecht und stehenden Fußes zu erwarten, den kommenden Ärgernissen ins Auge zu sehen und doch nicht irre zu werden. Wir müssen uns der Tatsache beugen, daß wir entweder selbst im Dunkel wandeln oder andere, unsere Lieben und Freunde, im Dunkel wandeln sehen, und dürfen doch nicht aufhören, das Helle zu suchen, den lichten Ausgang für uns und andere; denn noch verderblicher wäre es, wenn wir der unlösbaren Fragen allesamt müde würden und sie abzuschütteln suchten als belanglos. Nein, lasst uns lieber unverdrossen miteinander ringen, denn es geht um die letzte Wahrheit, um Gott und unsere Seele. Wenn etwas belanglos ist, dann sind es vielmehr die allzu klaren und fraglosen „Realitäten“ des Lebens, der gemeine Nutzen und das irdische Wohlbefinden. Das deutsche Volk ist dafür bekannt seit alten Zeiten, daß es immer einen heiligen und furchtbaren Ernst gesetzt hat an Wahrheitsfragen, daß es niemals die Wahrheit für belanglos hielt; aber auch nie an der Wahrheit verzogte. Das ist der gute Sinn seines vielberufenen Namens und Spitznamens: Volk der Denker.

Aufgaben, die wir nicht erfüllen können! Ja, so viel fehlt an dieser Erfüllung, daß sie in gar keiner Zeit vollendet sein wird. Daß wir also nicht meinen am Tage des Friedensschlusses, nun sei alles fertig und sauber zu Ende! Der Krieg war gewiß eine harte und blutige Aufgabe; aber er war doch nicht unsere ganze Pflicht, er war sogar ein Verjögern und Hinausschieben unserer eigentlichen Aufgaben, die unterdessen in den langen Kriegsmonaten sich wie ein Berg aufgestapelt haben. Wir konnten es uns während des Krieges in mancher Hinsicht leicht und bequem machen, indem wir das Schwierigste zurückstellten — „bis nachher“. Die Kriegsarbeit war die vordringlichere; aber doch nur eine notwendige Vorarbeit. Sie war auch die leichtere Arbeit: sie hatte ein sehr eindeutiges Ziel und auch recht eindeutige Mittel, über die sich im Grunde nicht viel disputieren ließ, die ohne weiteres versucht werden mußten, in deren Anwendung es nicht auf allerfeinstes, kaum merkliche Unterschiede des Gedankens oder zartesten Herzenstalt ankam. Da herrschte ein einfaches Gesetz: Der Erfolg steht in geradem Verhältnis zu den äußereren Machtmitteln und der geschickten Entschlossenheit, sie anzuwenden.

Nun aber werden Aufgaben an uns herantreten, die uns nicht so geradeaus zu einfachen Zielen und auf deutlich sichtbaren Wegen laufen lassen. Aufgaben, die sich gegenseitig selbst zu stören und einander im Licht zu

stehen scheinen, die so verknüpft und verwickelt sind, daß wir sie nicht nacheinander und gesondert anpacken, aber auch nicht alle zugleich lösen können. Ja wirklich, Aufgaben, mit denen wir niemals fertig werden. Oder haben wir wirklich den Mut zu hoffen, wir könnten jemals all die Wunden heilen, die der Krieg geschlagen, all den Krüppeln vergelten, was sie für uns getan, all das Familienglück wieder aufrichten, das zertrümmert wurde — so oder so, wir könnten all die bösen Dämonen wieder bannen, die in Missionen Herzen Macht gewonnen haben, die Dämonen der Verwilderung in der Jugend, die Dämonen der Unzufriedenheit und Verbitterung, der Gier und Unmaßung in Männern und Frauen? Haben wir wirklich die Kraft, alle seelischen und sittlichen Schäden wieder auszubessern, all das Gift wieder auszuschöpfen, das in die Seelen gedrungen ist? Sind wir so sicher, daß es uns gelingen wird, unser Volk gesund, unsere Volkskraft ungeschwächt zu erhalten, das deutsche Familienleben, den Familiensinn, die Familienreinheit vor weiterem Niedergang zu bewahren? Von den äußereren, politischen, wirtschaftlichen Aufgaben brauchen wir jetzt und hier gar nicht zu reden, sie sind auch nicht die wichtigsten und schwierigsten; die der inneren Heilung und Hebung müssen uns viel mehr am Herzen liegen. Und da werden zu allen, die neu hinzukommen, auch all die Aufgaben sich wieder einstellen, die vor dem Krieg unerledigt geblieben sind; sie werden wiederkommen, tausendfach verschärft und erschwert: Aufgaben religiöser und sittlicher Bildung, der Wissenschaft und der Lebenskenntnis; Aufgaben der höheren Seelenkultur, der Charakterstärkung und Charakterentfaltung; Aufgaben der Fürsorge und der Rettung, der seelosorgerlichen Liebe und der sozialen Gerechtigkeit. Sind wir doch schon vor dem Kriege nicht mit all diesen Aufgaben fertig geworden und haben unsere Lösungsversuche als unzureichlich empfunden. Wie wird es erst nachher sein? Grund genug zu heiliger Bangigkeit!

Und wir Katholiken im besondern! Wie viel wir auch vor dem Kriege und in demselben geleistet haben, vielleicht wird es im neuen Friedensreiche sein, als wäre all das nichts gewesen; vielleicht müssen wir noch in buchstäblichem Ernst das Geständnis ablegen: „Wir bilden uns nicht ein, es ergriffen zu haben; indem wir vergessen, was hinter uns liegt, strecken wir uns aus nach dem, was vor uns liegt.“ Bielleicht werden wir in vielen Punkten neu anfangen und neuen Grund legen müssen auf neuen Bauplätzen. Und wenn auch nicht — was noch unvollendet da liegt von gestern und vorgestern her, das werden wir morgen weiterführen

müssen: unsern inwendigen Geist darzustellen in seiner idealen Reinheit, unsern Glauben voll auszuleben und in alle Reiche der Wirklichkeit hineinzutragen, unsere Überzeugung und unsere Eigenart männlich zu wahren und uns doch nicht abzuschließen, nicht einzusperren, von keinem Feld feig oder träge zurückzuweichen. All die Aufgaben der Seelsorge, der Armenseelsorge und der Gebildetenseelsorge — was vielleicht auf dasselbe hinauskommt —, der Organisation und Fürsorge, der Jugendbildung und der Schule, der Ehe und Familie, der religiösen Wissenschaft und der religiösen Praxis, der innerkirchlichen wie der innerstaatlichen Religiosität, all die werden wiederkommen, werden am Tage des Friedensschlusses riesengroß vor uns dasstehen, gerade als wären sie unterdessen aus dem Stande der Kindheit herangewachsen zu voller Altersgröße.

Da werden an unsere Einigkeit und Zielsicherheit, an unsere Methodik und Gewandtheit, an unsern übernatürlichen Wagemut und unsere natürliche Geschicklichkeit, an die Heiligkeit und unweltliche Frömmigkeit unserer Priester und an die Opferwilligkeit unserer Laien die denkbar größten Anforderungen gestellt werden. Wir werden zu zeigen haben, wie viel wir unserem Volke zu bieten haben in einer seiner größten und entscheidendsten Stunden; denn seine eigentliche Krise kommt erst nach dem Krieg. Wir werden klar herausstellen müssen, welches das Wesen ist, an dem auch die deutsche Welt genesen soll. Es wird zu zeigen sein, wie bereitwillig und gutwillig wir mitarbeiten, und wie charaktervoll und männlich wir auch zurücktreten, ablehnen und verurteilen können. Wir werden die Unbeugsamkeit unseres Glaubens nötig haben, aber auch die Anpassungsfähigkeit und Klugheit der Politik des Möglichen und Erreichbaren, die milde Duldung des menschenliebenden Herzens, aber auch die Festigkeit der unerbittlichen Wahrheit; den ganzen Stolz unserer Kirche und unseres Rechtes werden wir finden müssen, ohne dabei zu vergessen, daß wir immer noch „inferior“ sind — gegenüber dem Ideal, zu dem wir berufen sind.

An diesen Aufgaben werden wir unter veränderten Verhältnissen arbeiten müssen. In so gewaltigen, lange Jahre hindurch andauernden Erschütterungen, wie dieser Krieg sie darstellt, verschieben sich die einzelnen Teile und Glieder eines Volkes: der Stil des Ganzen ändert sich, weil die Teile eine neue Lage gewinnen und neue Gleichgewichte auffinden. Die Macht und Bedeutung gleitet von selbst auf andere Personen, Gruppen, Parteien hinüber, oder es reißen die bisher zurückgedämmten Kräfte die Herrschaft an sich. Wenn wir nur die Wandlung nicht übersiehen! Freilich sind die

größten und dringlichsten Aufgaben, denen wir entgegengehen, auch von der feinsten, von geistiger Natur; aber sie sind hineingebettet in Stoff und Welt, in Zeit und Raum und nehmen darum teil an allen Er-schütterungen und Stößen, welche diese Stoffhülle erleidet. Darum gilt es, diese Stöße und Störungen wohl zu beachten.

Wie werden wir so vielen und großen Anforderungen gerecht werden? Eines ist sicher: niemals in vollkommener, in idealer, in unübertrefflicher Weise, niemals so, daß wir nicht immer noch lernen und fortschreiten könnten, niemals so, daß wir selbstgerecht werden dürfen; es sind Aufgaben, die wir nie ganz zu Ende bringen.

Großen Aufgaben entgegengehen, das ist etwas Furchtbares und Schauder-erregendes: sie erweitern zwar die Seele und erheben sie über die Kleinlichkeit, mit der sie sich sonst quält; aber es geht auch ein gewaltiger Ernst von ihnen aus, der die Seele an das Unzureichende ihrer Kraft und zu-gleich an ihre Verantwortung mahnt. Und wenn man gar vor der Ent-scheidung selbst angelangt ist, unausweichlich; wenn die Aufgaben unter dem Schauder der letzten Stunde erscheinen; wenn sie drängen und drohen: jetzt oder nie; dann hebt auch das mutigste und großmütigste Herz. Vor solchen Kurzbefristeten Aufgaben stehen wir nun. Jetzt oder nie ist's an der Zeit, daß wir um uns blicken und nach manchen Rich-tungen uns „neu orientieren“. Die Welt wird buchstäblich neu verteilt, viel mehr in geistigem als in geographischem und politischem Sinne. Jetzt sind die Völker umgepflegt und die Furchen offen zur Aufnahme des guten wie des schlechten Samens. Jetzt, wo wilde Gewässer von den Bergen stürzen und Stürme die Wälder lichten, wird es Zeit, die Früh-lingserde zu bebauen. Wer erschrickt nicht über den Drang der nahen Stunde? Daß die Berufenen ihn wenigstens spüren möchten, diesen Drang!

Daß wir doch den richtigen Augenblick nicht versäumten! Aber auch nicht mit dem Augenblick uns begnügten, nicht dem Augenblick schmeichelten, nicht den augenblicklichen Machthabern allein gefallen möchten! In ge-wissen, gutbekannten Ländern haben selbst die Wohlmeinenden allzusehr den Augenblicksstimmungen und Tagesleidenschaften geschmeichelt, um sich in Gunst zu setzen. Die können noch von Glück sagen, wenn diese enttäuschten Leidenschaften sich nicht eines Tages gegen ihre Schmeichler wenden.

Wie sollen wir also für die kommenden Aufgaben uns rüsten? Klar-heit und Zielbewußtsein ist gewiß notwendig; und das soll sich auch in deutlichen und geräumigen Programmen verdichten. Aber Programme

allein tun es nicht, obwohl es scheint, daß es an manchen Stellen sogar hieran fehlt. Was uns aber noch mehr not tut, ist nicht Erkenntnis, sondern Wille. Der Wille, uns selbst zu opfern und einzusetzen, ja sogar altgewohnte und vertraute und bequeme Geleise, Beruhigungsprinzipien, Zufriedenheit erzeugende Mittel zu opfern; der Wille, zu lernen, zu helfen, zu heilen; der Wille, unsere Ideale, nicht unsere Personen durchzusetzen; der Wille, geistig, sittlich und religiös etwas zu leisten, wenn es auch bis jetzt nicht üblich oder nicht verlangt war. Zum wenigsten der Wille, etwas von der großen Gesinnung zu retten, die besonders in den Anfängen dieses Krieges uns aufdämmerte, etwas von der religiösen Erneuerung zu verwirklichen, jeder bei sich selber, von der damals die Öffentlichkeit erfüllt war, etwas voreilig allerdings und großsprecherisch. Der Wille, mit den Pfunden zu wuchern, die uns geschenkt wurden, mit den Gnaden zu wirken, die wir empfingen, auch während dieses Krieges. Und die größte unter diesen Gnaden ist vielleicht die Erfahrung, daß wir mehr können, als wir glauben, daß wir überwinden, entsagen, uns einschränken, daß wir eine Unzahl eitler Genüsse und hohler Werte von uns tun können, daß wir zusammenhalten, beten und vertrauen, geduldig warten und uns fügen können, daß es in der Tat Wege gibt, wo ein Wille ist, mögen es auch zuweilen ungewöhnliche, noch nicht ausgetretene Wege sein. Jetzt wissen wir viel mehr als früher, jetzt kann es höchstens an unserem guten Willen fehlen; darum ist unsere Verantwortung um so vielmals größer, und um so mehr Furcht müssen wir haben vor der Donnerstimme des richtenden Friedens: Du unnützer und fauler Knecht!

Gefahren, die wir nicht bannen können! Wenn der Mensch einmal durch die Größe der Stunde und die Gewalt der Schicksale emporgehoben wurde, dann entshädigt er sich, wieder zur Erde herabgesunken, für die Höhenluft, die er notgedrungen atmen mußte, durch vermehrte Erfährlichkeit. So ist er, und so wird er auch diesmal sein. Eine Flut von Genussucht und Habgier und Selbstsucht wird wie eine aufgestaute Welle sich ergießen; eine hastige Gier, sich schadlos zu halten für manche unvermeidliche Entbehrung, die man hatte tragen müssen; sodann eine Gier, von der vermeintlichen Beute, von dem eingebildeten Siegesgolde recht viel für sich zu erraffen. In irgendeiner Form droht diese Gefahr jedem einzelnen von uns: mitgerissen zu werden von einer allgemeinen Erschlaffung, von einer Erschöpfung der Ideale; die Gefahr, daß die reine Meinung getrübt, das Heilige befleckt, das Göttliche wieder verloren wird, das uns

durch die Risse einer zusammenbrechenden Welt hindurch erschienen ist. Wie sehnen wir uns jetzt schon nach den reinen Erlebnissen der ersten Kriegswochen! Persönliche Rivalitäten und Intrigen werden wieder ungeschüchtert zu spielen anheben; enge Prinzipienstreiter werden einen gehässigen und bittern Ton ins Friedensgeläute mischen. Der Feldzug der Lüge und des Hasses gegen die eigenen Volksgenossen wird in manchem Lande wieder aufgenommen werden; rohe Selbstsucht, unzufriedener Sinn, Kastengeist und Klassenhaß, Parteidader und Parteilichkeit werden sich wieder peinlich und verleidet genug äußern. Wenn die Arbeit getan, die Opfer gebracht sind, dann stellen sich allemal die Leute ein, die daran den geringsten Anteil gehabt, und verstehen es, die Opfernden und Geopferten mit einer unnachahmlichen Geste beiseite zu schieben, wissen laut und geschäftig und wichtigtuerisch die Sache in die Hand zu nehmen und die Ernte einzuhimsen, und von den Opfernden und Geopferten ist dann weiter keine Rede mehr, und das ist eigentlich selbstverständlich; denn gerade die, welche die meisten Opfer gebracht oder nur Opfer gebracht haben, verstehen am wenigsten, sich geltend zu machen, diese Aschenbrödel! Nun, sie verlieren ja auch ihren Lohn nicht, jenen Lohn, auf den sie allein rechnen durften; aber eine Gefahr liegt da doch vor: ein Meer von Bitterkeit kann da leicht aufquellen und die Herzen vergiften und ihnen das Heiligtum verleiden, für das sie gelitten und geblutet haben. Wie sollen gerade die Besten des Volkes dieser Versuchung entgehen, daß sie nicht irre werden? Wenn einmal die Verklärung dieser Stunden von uns gewichen ist, dann sehen wir einander wieder im unbarmherzigen Alltagslicht, dann erscheinen unsere großen Laster nur um so monströser und unsere kleinen Fehler um so kleinlicher. Daß wir dann nicht irre werden!

Ja, überhaupt die Gefahr der Enttäuschung! Wer kann sie bannen? So viel getragene Mühe, so viel vergossenes Blut, so viel Heroismus und redliche Begeisterung, so viel heiliger Glaube und lodernde Liebe, und nun — cui bono? Was haben wir nun davon? Wer hat etwas davon? Gerade der am teuersten erkaufte und errungene Erfolg erscheint wie nichts in dem Augenblick, wo er endlich zu uns kommt und die furchtbare Spannung löst. Dieses Gefühl der Enttäuschung wird uns überfallen, auch wenn die Grenzen noch so weit hinausgerückt und die materiellen Schäden noch so vollständig ersezt würden; denn es begleitet wie ein Schatten alle menschliche Erhebung und Kraftentfaltung. Und je gewaltiger der Schwung war, um so tiefer und schmerzlicher ist nachher die

Leere. Ist aber ein gewaltigerer Schwung noch denkbar, ein stärkeres Streben, eine überschwenglichere Hoffnung, ein berückenderes Licht, als diese Kriegsjahre sie sahen? Auf solche Freuden und Leiden, auf solches Arbeiten und Warten — welche Ernächterung muß da folgen! Gewiß wird es viele geben, die nun Jahrzehnte hindurch mit unerschöpflichem Pathos und ermüdenden Reden die Gedenktage dieses Krieges feiern werden; und der kommenden Generation werden diese Jahre im ungestrübten Lichte einer heroischen Geschichte erscheinen, und das wird ihr Recht und ihr Glück sein. Aber wir, die wir diese Zeit erlebten, die wir ihre ungeheure Spannung in unsren Seelen und Nerven und Muskeln spürten, wir werden alsbald nach dem Friedensschluß von einer unendlichen Müdigkeit ergriffen werden, von dem Gefühl, das alles Große dieser Welt begleitet: Grandes passus, aber extra viam! Ein gewaltiges Laufen und Springen ist es gewesen, aber worum und wohin ist es eigentlich gegangen?

* * *

Der Krieg ist ein furchtbare Leiden; aber es kommt von außen wie ein Gewittersturm, der uns das Eis ins Gesicht peitscht. Darum ist dieses Leiden doch schließlich befreiend, erhebend, erfrischend und reinigend, und so birgt es etwas von jenem großen und tiefen und verklärten Glück, das wir so oft den Menschen beschieden sehen, die schwer geprüft und heimgesucht waren und es still und tapfer und gottfroh getragen haben. Aber die Leiden, die uns im Frieden erwarten, kommen nicht von außen wie ein Natursturm, sie steigen und schleichen dunkel und bitter heraus aus unserer eigenen Seele: Fragen, quälende, über die wir uns nie einigen; Aufgaben, mit denen wir nie fertig werden; inwendige Gefahren, denen wir tagtäglich erliegen. In solchen Leiden vermissen wir das Gefühl der Größe und der Befreiung, da entbehren wir den Trost, verfolgt und geschlagen zu sein. Und doch ist es das menschlichste aller Leiden, ja es ist das gottmenschliche Leiden: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Wer dieses Leiden nicht durchgemacht, was weiß der zuletzt vom Krieg und Frieden, vom wahren Leben und vom wahren Tod, vom Reiche Gottes und vom Reich der Welt? Die heilige Bangigkeit vor diesem Leiden ist es, mit der wir dem Frieden entgegensehen sollten.

Peter Lippert S. J.